

Rettet die Insekten

Forscher verabschieden Neun-Punkte-Plan

Das etwas getan werden muss gegen das Insektensterben in Deutschland, darüber sind sich Wissenschaft und Politik einig. Bereits im Juni hat das Bundesumweltministerium ein „Aktionsprogramm Insektenschutz“ beschlossen. Nun haben Insektenforscher auf einem Symposium am Naturkundemuseum Stuttgart die wesentlichen Punkte bestätigt. „Wir wissen, wo man etwas verändern müsste“, sagt Alexandra-Maria Klein, Landschaftsökologin an der Universität Freiburg. Ungelöst ist allerdings die Frage, wie sich die Forderungen in die Praxis umsetzen lassen.

An erster Stelle eines Neun-Punkte-Plans, den die Wissenschaftler in Stuttgart verabschiedet haben, steht die „Einschränkung des Pestizideinsatzes in der Landwirtschaft“. „Die Zulassungsverfahren müssten dringend geändert werden“, sagt Wolfgang Wägele vom Zoologischen Forschungsmuseum Alexander Koenig, der das Papier mitunterzeichnet hat. Unter anderem müsste in die Beurteilung einfließen, ob Tiere geschädigt sind, auch wenn sie nicht sofort sterben. Eines der bekanntesten Beispiele dafür sind Orientierungsschwierigkeiten von Honigbienen, die mit Neonikotinoiden in Berührung gekommen sind. So betrachtet müsste man sämtliche Pestizide komplett verbieten, sagt Klein, die sich in einer gemeinsamen Initiative verschiedener Wissenschaftsorganisationen zur „Biodiversität in der Agrarlandschaft“ engagiert. Ob es den Insekten hilft, nur bestimmte Pestizide zu verbieten, ist fraglich, weil die Landwirte in der Praxis auf andere Substanzen ausweichen, die unter Umständen genauso schaden oder sogar noch mehr.

Unter dem zweiten Punkt „Extensivierung der Landwirtschaft“ forderten die Wissenschaftler in Stuttgart unter anderem mehr Brachflächen und eine strengere Bestrafung von Landwirten, die zu viel Dünger auf ihren Feldern verteilen. Weitere Punkte sind die „Erhöhung der Artenvielfalt des Grünlands“ und die „Pflege von Naturschutzgebieten“ – unter anderem sollte es nach Meinung der Insektenforscher Pufferzonen um solche Gebiete geben, in denen keine Pestizide eingesetzt werden dürfen. Weitere Punkte sind „Mehr Natur im öffentlichen Raum“, eine

Wer Bio will, muss in Kauf nehmen, dass auch mal ein Wurm im Apfel ist

Reduzierung der Lichtverschmutzung unter anderem durch Straßenbeleuchtungen mit geringem Blauanteil, die weniger Insekten anziehen. Außerdem der besondere Schutz aller Insekten, die Pflanzen bestäuben, sowie eine verstärkte „Öffentlichkeitsarbeit“. Klein ist wie viele andere davon überzeugt, dass es einen Bewusstseinswandel in der Bevölkerung geben muss. „Alle wollen Bio, aber kaum jemand will in Kauf nehmen, dass vielleicht auch mal ein Wurm im Apfel ist oder dass es mehr Wespen gibt“, sagt sie.

Besonders wichtig sei den Teilnehmern Punkt sieben gewesen, in dem es um eine „Forschungs- und Bildungsoffensive“ zum Insektensterben geht, sagt Wägele. Die Befürchtung der Wissenschaftler ist, dass die Bundesregierung lediglich Maßnahmen wie Blühstreifen und Brachflächen fördert, nicht aber die weitere Erforschung des Insektensterbens und seiner Ursachen. Nach Ansicht von Wägele müsste die Entwicklung ähnlich kontinuierlich verfolgt werden, wie es beim Klimawandel der Fall ist. Doch in der Praxis fangen die Probleme schon damit an, dass es zu wenige Taxonomen gibt, die verschiedene Insekten-Spezies unterscheiden, geschweige denn zählen können. Ohne kontinuierliche Forschung steigt aber die Gefahr, dass die Aufregung um das Insektensterben irgendwann abebbt, obwohl sich grundsätzlich kaum etwas verändert hat. Mit ein paar Blühstreifen lässt sich das Problem nicht lösen.

TINA BAIER



FOTO: DPA

Hinter der Selfie-Maske

Gelegentlich drängt sich ja der Eindruck auf, Kameras dienten mittlerweile nur mehr einem einzigen Zweck: nämlich dem, sich die Geräte vor das eigene Gesicht zu halten und sich selbst abzulichten. Dazu setzen die Foto-Autoerotiker der Gegenwart ihre Selfie-Maske auf, die scheinbar universellen Regeln folgt: Das Gesicht wird leicht schräg gehalten, die Lippen zum Duck-Face geöffnet, die Augen aufgerissen und wenn das Selbstbildnis dann perfekt ist, wird es sofort bei Instagram, Facebook oder sonstwo veröffentlicht. Als griesgrämiger Misanthrop kommt man da natürlich auf die Idee, dass jetzt alle zu Narzissten geworden sind und alle auf ihren Selbstbildnissen auf maskenhaft verstellte Weise austauschbar aussehen. Doch offenbar, so berichten nun Psychologen um Aleksandra Kaurin von der Universität Mainz im *Journal of Research in Personality*, offenbaren sogar Selfies, was für eine Persönlichkeit sich hinter der fotografierten Maske verbirgt. Sollten die Probanden der Forscher den Charakter eines Menschen anhand eines Selfies kategorisieren, fielen die Ergebnisse demnach ähnlich präzise aus wie unter standardisierten Laborbedingungen. Die meisten Probanden waren sich in der Bewertung der Menschen auf den Bildern einig – auch darin, dass eine Person auf einem Selfie etwas narzisstischer, extrovertierter und weniger gewissenhaft wirkt als auf Bildern, die ein anderer von ihnen gemacht hat. SEHE

Der menschliche Faktor

Soll Heilung gelingen, müssen auch die sozialen Bindungen eines Patienten berücksichtigt werden. Doch diese Einsicht ignoriert die ökonomisch und technisch dominierte Medizin häufig

VON WERNER BARTENS

Das Makler-Motto „Lage, Lage, Lage“ ist nicht nur auf dem Wohnungsmarkt wichtig, sondern auch in Fragen der Gesundheit von entscheidender Bedeutung. Hören Notärzte die Adresse, zu der sie gerufen werden, hat das bereits Einfluss auf die Prognose der Patienten. Für Kranke in prekärer Wohnlage sind die Aussichten beispielsweise deutlich schlechter. Das kann daran liegen, dass sie von vornherein ein ungünstigeres Risikoprofil und daher nur mäßige Genesungschancen haben. Es kann aber auch sein, dass sie schlechter versorgt werden, weil Ärzte und Pflegendes Vorbehalte gegen Patienten aus Problemvierteln hegen.

Die „Lage“ bezieht sich aus psychosomatischer Sicht allerdings auf viel mehr als nur den Wohnort. „Kranksein im Kontext“ lautete denn auch der Titel der Jahrestagung, den die Uexküll-Akademie für Integrierte Medizin (AIM) am vergangenen Wochenende im Glottertal ausgerichtet hat. „Der individuelle Rahmen der Patienten wird im klinischen Alltag oft ignoriert oder gar negiert“, sagt Werner Geigges, Sprecher der AIM und Chefarzt der psychosomatisch-internistischen Reha-Klinik Glotterbad. „Persönliche und berufliche Lebenswelten spielen im Verständnis von Krankheit immer weniger eine Rolle.“

Dabei wirken sich beständig verschiedene Regelkreise auf die Funktion der Zellen, Organe und des gesamten Organismus aus, die selbst wiederum von äußeren Einflüssen moduliert werden: So ist in der genetischen Blaupause im Erbgut nicht etwa von Geburt an festgelegt, welche Merkmale sich später körperlich ausprägen, sondern – Stichwort Epigenetik – Erfahrungen, Ernährung und andere Umweltbedingungen aktivieren, verstärken oder hemmen die Entfaltung des in der DNA codierten Programms ein Leben lang. Ähnlich

verhält es sich mit neurobiologischen Netzwerken, deren Verknüpfungen sich abhängig von prägenden Erlebnissen neu bilden. Aber auch der Hormonstoffwechsel, das Abwehrsystem und andere reziproke Regelkreise durchlaufen dauernd Veränderungen und Neuentwürfe. „Durch die stete Wechselwirkung entsteht aus einer neutralen Umwelt eine persönliche Umgebung“, sagt Angela von Arnim, psychosomatische Ärztin in Berlin. „Heilsame Erfahrungen unterstützen die Gesundheit. Belastungen können hingegen regelrecht verkörpert werden und Symptome hervorrufen.“

Äußerlich ist dem Kind nichts anzumerken, tatsächlich ist es innerlich erstarrt

Aus diesen Zusammenhängen ergibt sich, wie hilfreich es wäre, zu spüren, was man braucht, was einem zusetzt und was gut tut. „Mit sich selbst in Verbindung zu stehen und das vordergründig Unbemerkt im Körper wahrzunehmen, haben viele Menschen verlernt“, sagt von Arnim. Möglichst viele Körperfunktionen zu erfassen, die Anzahl der Schritte, die Herzfrequenz oder die Schlaftiefe digital zu dokumentieren, verspreche hingegen keine Abhilfe.

„Alles wird gemessen, aber nichts mehr gespürt“, so von Arnim. Zudem stelle sich bei Anhängern des „Quantified Self“ nicht unbedingt Zufriedenheit ein, sondern das Streben nach Selbstoptimierung gehe häufig mit einem erhöhten Tonus des Sympathikus einher: In der Folge stehe der Körper ständig unter Strom, sei empfänglicher für Schmerzen und chronische Entzündungen, sodass Infarkt, Schlaganfall und andere Leiden drohen.

Karl Heinz Brisch, Leiter der Psychosomatik am Haunerschen Kinderspital der Uni München, zeigte denn auch, wie wichtig es ist, Menschen stabil Sicherheit zu ver-

mitteln. Für kleine Kinder gilt dies besonders. „Die primäre Bindungsperson sollte ein sicherer emotionaler Hafen sein, wobei es nicht unbedingt die biologische Mutter oder der Vater sein muss“, so der Kinderarzt. „Für eine verlässliche Beziehung sind keine genetischen Blutsbande nötig.“

Anhand verschiedener Videos zeigte Brisch eindrucksvoll, was passiert, wenn sich Kleinkinder nur unsicher oder gar nicht gebunden fühlen: „Das Bindungsbedürfnis ist wie ein Rauchmelder – durch Angst wird er aktiviert, durch Nähe heruntergeregelt.“ Fühlen sich Kinder nah und sicher geborgen, steigt ihr Bedürfnis, ihre Umgebung zu erkunden und Neues zu probieren. Das fördert die kognitive Entwicklung und stärkt nebenbei den Organismus. Im Vergleich dazu bleiben ambivalent oder unsicher gebundene Kinder in ihrer körperlich wie geistigen Entwicklung zurück. Sie verharren und verkümmern, statt neugierig auf Unbekanntes zuzugehen.

In Filmaufnahmen zeigt sich das daran, wie Kleinkinder mit traumatischen Erfahrungen reagieren, wenn die Mutter den Raum verlässt. Auf den ersten Blick sieht es aus, als ob ihnen die angedeutete Verunsicherung nicht viel ausmacht, doch der Schein trügt. Tatsächlich erstarren die Kinder äußerlich wie innerlich. Als „emotional freezing“ bezeichnen Bindungsexperten dieses Verhalten, eine Art Totstellreflex, der von Angst und Anspannung geprägt ist und das Kind in seiner Entwicklung beeinträchtigt. Eltern, die selbst emotionale Instabilität erfahren haben, geben ein Trauma auf diese Weise über Generationen weiter, wenn der Teufelskreis nicht therapeutisch durchbrochen wird.

Ähnlich komplex ist die Beziehung am anderen Ende der Lebensspanne, im Alter. Die häusliche Pflege gerät oft aus der Balance. „Sieht der Pflegehaushalt wie ein Sanitätshaus aus, steht die Pflege zu sehr im Mittelpunkt. Wird allerdings auf dem Sofa

gepflegt und der Putzeimer zugleich als Wascheimer benutzt, ist das ebenfalls entwürdigend“, sagt die Erziehungswissenschaftlerin Adelheid von Spee von der Universität Bielefeld. „Wie ich einen Angehörigen pflege, ist ja kein Schulfach, das lernt man nicht – Pflege wird oft tabuisiert und findet im Verborgenen statt.“

Von wegen abgeschoben ins Heim: Die richtige Beziehungsarbeit beginnt dann erst

Zudem sei es nicht einfach, die Bedürfnisse älterer Menschen richtig zu deuten, wenn ihre Kräfte weiter nachlassen und sie krank werden. Es erfordert viel Einfühlungsvermögen zu erkennen, dass ein „Nein“ bei alten Menschen oft lediglich ein „Noch nicht“ bedeutet. Denn schließlich ist ein „Ja“ häufig gleichbedeutend damit, künftig dauerhaft auf Hilfe angewiesen zu sein und sich einen Verlust an Autonomie und Selbstwert einzugestehen.

Mit dem Übergang in eine Pflegeeinrichtung wird den Angehörigen oft vorgeworfen, sie hätten Oma oder Opa „ins Heim abgeschoben“. „Dabei muss die Beziehungsarbeit dann oft erst richtig intensiviert werden“, sagt von Spee. „Man muss sich positionieren und entscheiden. Ein pflegender Angehöriger zu sein, heißt nicht zwangsläufig, die körpernahe Pflege zu übernehmen, sondern auch, regelmäßig Verantwortung zu tragen.“

In vielen Vorträgen und Fallskizzen war im Glottertal zu spüren, wie oft die sozialen und emotionalen Lebensumstände der Kranken von der Standardmedizin vernachlässigt werden. Abhilfe ist nicht unbedingt in Sicht. „Der scheinbar objektive wissenschaftliche Rahmen dominiert, ökonomische Ziele bilden den maßgeblichen Kontext, in dem heute Heilung stattfinden soll“, beklagt Werner Geigges.

Giftiger Glibber

Spiel-Schleime für Kinder sondern zu viel Borsäure ab

Klebrig, fluffig, flauschig, grell leuchtend oder mit Glitzersteinen durchsetzt: Die Vielfalt an „Spiel-Schleim“, der zum Kneten für Kinder verkauft wird, ist enorm, ebenso wie die Eigenschaften, mit denen die „Slimes“ beworben werden. Wie sich nun zeigt, müsste häufig ein weiteres Adjektiv hinzugefügt werden: giftig.

Wie die Stiftung Warentest ermittelt hat, sondern etliche Spielketten zu viel Borsäure ab. Der Stoff macht die Schleime schön glibberig, ist in größerer Konzentration jedoch gesundheitsschädlich. Weil die Chemikalie auf die Haut übergehen kann, gelten in der EU Grenzwerte. Spielzeug darf nicht mehr als 300 Milligramm Bor pro Kilogramm freisetzen. Im Test lagen alle fünf geprüften Produkte über diesem Wert. Produkte von Wikilulu, Jim's Store und iBase Toy sonderten sogar mehr als dreimal so viel Bor ab wie erlaubt.

Die Europäische Chemikalienagentur ECHA stuft Borsäure als schädlich für die Fruchtbarkeit und für ungeborenes Leben ein. In größeren Mengen kann Bor Durchfall, Erbrechen und Krämpfe auslösen. Bei normalem Kneten in der Hand dürfte es so weit kaum kommen, doch können Kinder den Schleim auch verschlucken. Einige Produkte sind sogar als Getränkedosens verpackt oder werden mit Strohhalmen geliefert. Die getesteten Schleime stammten von chinesischen Herstellern, die auf Amazons Plattform Marketplace vertrieben wurden. Laut dem Konzern sind die fünf Produkte mittlerweile nicht mehr erhältlich. Am Grundproblem dürfte das wenig ändern. Eine Suche nach „Slime“ führt zu Hunderten weiteren Produkten, meist ebenfalls chinesischen Ursprungs. Auch italienische, britische und spanische Warentest-Organisationen hatten bereits vor zu hohen Bor-Werten in Spiel-Schleim gewarnt. Das Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR) gab sogar schon 1995 eine Warnung vor Slimes heraus. An deren Beliebtheit hat das bislang nichts geändert. CVEI

EXKLUSIV FÜR
SZ
ABONNENTEN



Besuchen Sie das Hauptstadtbüro der SZ

Wir verlosen für 6 x 2 Personen einen Besuch mit ca. 2-stündiger Führung und Gesprächsrunde in der SZ Parlamentsredaktion in Berlin am 15. November 2018.

Sie besuchen die Parlamentsredaktion der Süddeutschen Zeitung und treffen Nico Fried sowie weitere Redakteurinnen und Redakteure, die gerne Ihre Fragen beantworten. Seien Sie dabei, wenn die politische Berichterstattung des Tages aus Kanzleramt, Bundestag und den Parteien geplant, diskutiert und auf den Weg gebracht wird. Sie bekommen einen Einblick in die Redaktionsabläufe sowie die konkrete Zeitungsproduktion.

Teilnahmeschluss: 30. Oktober 2018

Teilnahmebedingungen und Informationen zum Datenschutz finden Sie unter sz.de/teilnahmebedingungen
Ein Gewinnspiel der Süddeutsche Zeitung GmbH, Hultschiner Str. 8, 81677 München

Unter Stichwort „Berlin“
teilnehmen und gewinnen:
sz.de/abo-exklusiv

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung